

Wie nehme ich die innerdeutsche Ökumene wahr?

Ich beginne mit einem kleinen Einblick in meine *Biographie*. Denn schließlich sind Wahrnehmungen und Erkenntnisse nicht losgelöst von der eigenen Geschichte zu betrachten. Außerdem wird so die individuelle Herangehensweise deutlich: ich spreche als Mennonitin, aber bestimmt nicht für alle Mennoniten.

Ich bin nicht hineingeboren in eine mennonitische Familie, die etwa über Generationen in der Tradition dieser Freikirche verankert ist, sondern bin aufgewachsen und erzogen von Eltern, die sich bewußt für diese Glaubensrichtung entschieden haben. So stand das Mennonitische sehr im Vordergrund. Das bedeutete eine starke Identifizierung mit dieser kleinen Gemeinschaft, aber auch eine ebenso große Abgrenzung gegenüber anderen Konfessionen. Das Leben in dieser Minderheit bedeutete damit auch, andere Kirchen und Glaubensgemeinschaften bewußt wahrzunehmen, als Gegenüber in der jeweiligen Andersartigkeit.

Verstärkt und geschärft wurde diese Wahrnehmung durch das Studium der evangelischen Theologie. In dieser Zeit gab es für mich zwei Linien des ökumenischen Miteinanders. Ich bezeichne sie als „bekennen“ und „wahrnehmen“. Als Exotin wahrgenommen zu werden, schärft den Blick für das Eigene und läßt mich hinterfragen, was genau meine Grundüberzeugungen sind, und ließ mich noch stärker zur Mennonitin werden. Zugleich war ich natürlich konfrontiert mit den (landeskirchlichen) Inhalten des Studiums, im Austausch mit den Studierenden. Die Zeit des Studierens war per se eine ökumenisch geprägte Zeit. Noch dazu an Orten wie Münster und Hamburg, wo der Blick über den „mennonitischen Tellerrand“ nicht ausbleiben konnte. In Münster besuchte ich interkonfessionelle Seminare, die in Zusammenarbeit mit dem katholischen Fachbereich stattfanden. In Hamburg war Otto Hermann Pesch eine wichtige Person, die den Blick weitete für den größeren ökumenischen Zusammenhang.

Zum heutigen Zeitpunkt blicke ich auf die innerdeutsche Ökumene von zwei Standpunkten aus:

- 1) als Pastorin einer kleinen Mennonitengemeinde in Lübeck
- 2) als Delegierte meiner Kirche in der Bundes-ACK.

1) *Ökumene vor Ort* in einem Stadtteil ist eine gelebte Gemeinschaft.

Einmal im Monat begehen wir gemeinsam ein Abendgebet zu Themen des konziliaren Prozesses. Es gibt Zusammenarbeit im Rahmen des Weltgebets-tages und wir feiern gemeinsam die ökumenische Bibelwoche. Stark hängt

dieses Miteinander, wie wohl überall, an einzelnen Personen. Ich habe Kontakte gesucht, und so wurden die Mennoniten auch mehr und mehr wahrgenommen und beteiligt. Vor meiner Zeit gab es stärkere inner-freikirchliche Bindungen. Wahrscheinlich sucht man zunächst Anknüpfungspunkte mit ähnlichen Gemeinschaften. Das Fremde als Chance zu begreifen und das Eigene als wertvoll zu erachten und einzubringen, das braucht Zeit. Nach wie vor sind es Einzelne in der Gemeinde, die diesen ökumenischen Weg gehen. Was uns verbindet, sind Themen und Aufgaben, an denen wir gemeinsam arbeiten. Als letztes Jahr in unserem Stadtteil St. Jürgen die katholische Vizelin-Kirche der Brandstiftung zum Opfer fiel, war die Gemeinschaft aller Konfessionen präsent. Sie trug die Wut, Sorge und Traurigkeit gemeinsam.

Auf dem Hintergrund eines gemeinschaftlichen Handelns treten Unterschiede zurück. Kommen wir unserer gemeinsamen Verantwortung in Diakonie und Mission nach. So ist das, was uns trennt, weniger schmerzhaft. Das gemeinsame Leben, Feiern und Bibel lesen macht uns zu einer Gemeinschaft, die tragfähig ist. Das steht im Vordergrund.

Woran wir in der Ökumene vor Ort arbeiten wollen und müssen, ist unsere Öffentlichkeitswirkung. Es wäre wichtig, in bestimmten Situationen und zu bestimmten Anlässen als Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen aufzutreten und wahrgenommen zu werden. Das gilt sowohl für die regionale als auch die bundesweite ACK. Dabei gilt es zu bedenken, die Freikirchen immer wieder einzubeziehen, ebenso wie Orthodoxe und Alt-Katholiken. Nach außen stellt sich Ökumene oft als bilaterales Geschehen dar. Da gibt es die beiden Großkirchen, die zu zweit agieren und präsent sind. Doch auch die anderen haben etwas einzubringen. Die Frage lautet: Wie stellen wir uns in der Öffentlichkeit dar? Sind wir in der Lage, diese Vielfältigkeit zu transportieren? Wir Mennoniten haben besonders als Friedenskirche etwas einzubringen.

2) *Die Bundes-ACK* ist mein Fenster in die weitere, innerdeutsche Ökumene. Viele Aspekte tun sich auf; ich begreife mich in diesem Kontext als Lernende. Mir wird immer wieder deutlich, wie wenig ich von anderen Kirchen und Gemeinschaften weiß und wie sensibel das Gefüge eines Miteinanders ist. Ein Schlagwort der Ökumene war in den letzten Jahren „die veröhnte Verschiedenheit“. Ich glaube, daß dieses Herangehen teilweise unsere Unterschiedlichkeiten zudeckt. Ich möchte nun von zwei Standpunkten aus sprechen: als Freikirchlerin und als Frau, die ein Amt bekleidet.

Als kleine mennonitische Gemeinschaft, die kongregationalistisch verfaßt ist, haben wir andere Strukturen als die Großkirchen. Ich bringe in die ACK mein Mandat und meine Stimme ein und habe im Konzert der Großen das

Empfinden, am Rande zu stehen. Nach wie vor legen die Volkskirchen ihr Gewicht auf Dialoge mit den Kirchen, die ihnen in Struktur, Geschichte und Größe ähnlicher sind. Das liegt natürlich auch an dem Instrumentarium, das ihnen zur Verfügung steht, und an der Personaldecke, die es ermöglicht, flexibel zu sein. Wir Mennoniten haben keinen kirchlichen Apparat, der es ermöglicht, etwa mitzuhalten, wenn es um schnelle Verlautbarungen geht. So ginge es zunächst einmal darum, immer wieder Mennoniten wie auch andere Freikirchen in ihrer Andersartigkeit wahrzunehmen und einzubinden.

Die Bundes-ACK wäre die Ebene, die dann auch Öffentlichkeitswirkung haben könnte. Denn gerade in einer gesellschaftlich und religiös vielfältigen Landschaft, in der Sekten eine starke Anziehungskraft ausüben, ist es wichtig, deutlich zu machen, daß es Freikirchen gibt, die ihre eigene Geschichte, Theologie und Ekklesiologie haben und eben keine Sekte sind.

Das ist besonders schwierig und wichtig, zumal in einer Zeit, in der offene Grenzen nach Osten neue Problemstellungen gesellschaftlicher und kirchlicher Art mit sich bringen. Es besteht die Gefahr, daß die Gespräche der evangelisch-lutherischen Kirche mit der römisch-katholischen Kirche und den orthodoxen Kirchen den Abstand zu den Mennoniten vergrößern. Das betrifft vor allem die Fragen des Abendmahls und des Amtsverständnisses.

Und mit letzterem bin ich bei dem zweiten Aspekt. Das unterschiedliche Amtsverständnis ist auch schon unabhängig von der Fragestellung „Frau und Amt“ eine Problemanzeige. Bei Mennoniten gibt es den Begriff des Amtes im herkömmlichen Sinne nicht. Dahinter steht die Idee, das Priestertum aller Glaubenden zu betonen. So gibt es in unserer Gemeinschaft z. B. keine Bischöfe, hingegen steht der neutestamentliche Begriff des Dienstes im Vordergrund, um die Tätigkeit von sowohl Hauptamtlichen als auch von Laien, die beide von der Gemeinde eingesetzt und beauftragt sind, zu beschreiben. Und so bringen die Freikirchen allein durch die Personen, durch die sie vertreten sind, nämlich durch Laien, andere Dimensionen ein. Wie ernst aber werden in einem Gremium wie der ACK Nicht-Theologen und -Theologinnen als Gesprächspartner genommen?

Das Amtsverständnis bedingt auch, daß in den ACK-Gremien wenig Frauen sind. Erst recht wenig Frauen, die ein Amt bekleiden. Es bedarf der Einübung, das, was Frauen einbringen, als Bereicherung zu erleben. Sie als gleichwertig ernst zu nehmen, ist noch ein langer Weg.

Ich erlebe, daß Männer, die aus der Orthodoxie oder der katholischen Kirche kommen, mir ambivalent begegnen. Ein freundliches Miteinander, z. B. bei einer Tasse Kaffee, bedeutet noch nicht, in theologischen Diskussionen gehört und anerkannt zu werden.

Die letzten Ökumenischen Versammlungen in Erfurt und Graz hatten das Thema „Versöhnung“ zum Zentrum. Versöhnung ist nur möglich, wenn Verschiedenheiten und Verletzungen aufgedeckt werden. Der Mut, sich als Minderheit einzubringen, steigt mit der Akzeptanz, die einem entgegengebracht wird. Versöhnung findet statt, wenn Schritte gegangen werden, die von gegenseitiger Achtung zeugen.

Ob wir in der Welt unseren Glauben an Jesus Christus tatkräftig und überzeugend bekennen können, hängt an der Glaubwürdigkeit, die wir als ökumenische Gemeinschaft verkörpern. Glaubwürdig sind wir, wenn unsere Unterschiede transparent gemacht werden und wir immer wieder um ein Miteinander in gegenseitiger Achtung ringen.

Corinna Schmidt

Wie nehme ich die Ökumene wahr?

Philoxenia (1 Mose 18), Gastfreundschaft ist der Weg und die Erfahrung von Gemeinschaft, der Gemeinschaft der Kirchen, die in der Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gottes gegründet ist (Joh 17,20-26). Wo und wenn der Fremde zum Gast wird, fallen die Mauern jener Trennung der Kirchen, der Gemeinden, die in der Geschichte der vergehenden Zeit gewachsen sind, von uns in Sünden gebaut wurden, die Mauern, die nicht in den Himmel reichen.

Als Gäste aufgenommen und zu Freunden geworden, leben orthodoxe Christen und orthodoxe Gemeinden in Deutschland seit Jahrhunderten: in Weimar (J. W. Goethe, Dichtung und Wahrheit), in Berlin (Alexandrowka, russische Kolonie in Potsdam und russ. orth. Kirche), in Hamburg. Nach der Jahrhundertwende erlaubte der strenge Senat von Hamburg, daß in einem Doppelhaus der Bruderschaft des heiligen Wladimir eine Kirche eingerichtet wurde. Die Ikone des heiligen Nikolaus hoch auf dem Dach der Häuser Böhmersweg 2–4 wurde nur von wenigen wahrgenommen. Heute steht die Kirche des seligen Prokop von Lübeck und Ustiug in Hamburg an der Straße zum weltbekannten und vielbesuchten Tierpark Hagenbeck zwischen modernen Hochhäusern und ist unübersehbar, eine Sehenswürdigkeit der Stadt Hamburg auch für Stadtrundfahrten, wenn sie auch manchmal von Unkundigen für eine Moschee gehalten wird, trotz der weit leuchtenden goldenen Kreuze und blauen Kuppeln.